

Der Bergbub

Autor(en): **Böttcher, Max Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 6

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634580>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Nun, Weißkreuzwirtin, was brauchen wir denn heute?“

„Schwarzen Faden, D. M. C.“

„Und weiter?“

„Weiter nichts!“ Die Wirtin hatte Mut, weil sie nicht allein war.

„Nichts?“ Das Männlein sprang auf, die Stirn schwell ihm förmlich an, und die Augen glühten boshast. Er schlug mit der Faust auf den Tisch. Die Wirtin kapitulierte.

„Ja, ja, also eine Zahnbürste für das Josefchen und Druckknöpfe und . . .“

„Und?“

„Und ein Röllchen schwarzes Einfaßband, . . . aber das ist alles, ich habe noch den Arbeitstisch voll vom letzten Mal.“

„Und Ihr, Jungfer“, schrie der böse Mann und stellte sich vor Jorinde. „Was wollt Ihr? Ihr braucht doch meiner Seele auch etwas.“

„Ja, eine Schokolade, mit Goldbuchstaben auf dem Papier und einen Reisespiegel und gelbe Umschläge, um Geld zu verschicken . . .“

„Ich glaube, Ihr wollt mich zum Narren halten“, schrie der Zwerg. „Was erlaubt Ihr Euch, Ihr Stadtfaffe? Dazitzen und fressen und trinken und ehrliche Leute, die sich abschinden, auslachen . . .“ Er stand dicht vor Jo und faßte ihren Arm.

„Augenblicklich lassen Sie mich los. Augenblicklich.“ Der Mann ließ seine Hand fallen. Er zeigte seine gelben Zähne.

„Haben Sie Polizei im Dorf?“ fragte Jo die Wirtin. „Rufen Sie, ich warte hier.“ Da packte der Kleine seine Hütte auf und unter wüstem Geschimpfe ging er davon. Unter der Türe drehte er sich um und schrie ein Schimpfwort, dessen Sinn Jorinde nicht verstand. Dann verschwand er. Noch auf der Straße tobte er weiter.

„Daß Sie einen solchen Menschen in Ihrer Stube dulden“, sagte Jo. „Und daß Sie sich fürchten, Frau Wirtin.“

„Ja, das sind so Sachen“, sagte die Wirtin. „Man braucht ihn eben auch wieder.“ Wozu, sagte die Wirtin nicht. Jorinde bedankte sich für das Mittagessen, wünschte guten Tag und ging. Sie war bedrückt. Der Zwerg hatte sie erschreckt, entsetzt, so wenig man es ihr angemerkt hatte. Es gab solche Menschen? Böse, häßliche, gemeine? Wie hatte er sie genannt? Stadtfaffe? War sie das?

Ihr Weg führte sie freundlicherweise ein langes Stück durch den Wald. Es duftete herrlich nach warmen Tannen und frischem Harz. Sie entdeckte allerlei wunderhübsche Blumen, zarte, weiße Anemonen, violette Blümchen mit weißen Staubfäden, Waldmeister mit seinen winzigen Blüten. Sie hörte zartes Pipsen aus den Kronen der Bäume, als fängen die Vögel im Schlaf. Und niemand kam und niemand ging, sie war allein. Dazu die große Stille. Auf dem weichen Waldboden hörte man ihre Schritte nicht. Ein Duft war im Wald, ein Duft — und die mächtigen Bäume und sie, der kleine Mensch. An einem Wasser kam sie vorbei, das über hohe Steine sprang und sich zwischen Moos und Gebüsch ein Becken gegraben hatte, groß wie das Wohnzimmer daheim. Es gelüftete sie zu baden. Es war heiß heute, das springende Wasser sah verlockend aus . . . sie frante ihr Bade-Nichts aus dem Rucksack und warf sich in das dunkelgrüne Wasserbecken. Kalt, aber herrlich. Wie eine Nixe, dachte sie. Wie Melusine. Aber zum Glück habe ich Menschenbeine und keinen Fischschwanz. Sie plätscherte und schwamm im Kreise herum. Ihr fiel die kleine Seejungfrau ein, die den Prinzen liebte und keine Seele hatte. Ich bin froh, dachte Jorinde, daß ich ein Mensch bin und eine Seele habe . . . Ob sie wertvoll ist? Man wird auf sie achtgeben müssen, denn von selbst wird eine Seele auch nicht besser.

Ein leiser Schauer lief ihr über den Rücken. Sie zog sich an, behielt aber Schuhe und Strümpfe in der Hand. Es lief sich herrlich auf den roten dünnen Tannennadeln, die unter ihren weichen Sohlen knisterten. Alle Augenblicke lief ein Käfer daher, oder ein Eidechselein lugte unter dem Moos hervor, eine silberglänzende Blindschleiche sonnte sich auf einem Fleck schwarzer Erde, oder es raschelte ein wenig gruselig im dünnen Laub, ob, es war schön im Wald, und die Sonne schien mutwillig heiß und schaute hie und da zwischen den Tannen hindurch. Der Mai kann viel, wenn er will, dachte Jo. Dieses Jahr hat er sich schönes Wetter vorgenommen und mir kommt's zugute.

Fortsetzung folgt.

Der Bergbub

Von Max Karl Böttcher

Da lag verträumt im Gebirg', schillernd wie eine Perle, der Waldsee. An der feuchten, steilen Seewand stand die halbengefügte Berghütte Martin Speers. Seit einem Jahrzehnt hauste er hier, der hohe, blonde Mann, gab Rat und Hilfe, wo einer im Sennhaus krank lag, war allen Freund und Helfer im wilden Hochgebirg. Man nannte ihn den Waldschulmeister, denn er sammelte die jungen Burschen und Mädchen, die sonst vier, fünf Stunden zu Tal zum nächsten Kirchspiel hatten, am sinkenden Abend und des Sonntags in seiner Hütte und lehrte sie und sprach so warm von allem, was des Menschen Herz und Sinn bewegt, von der Welt Lauf und von den Geheimnissen der Natur. So einfach und schlicht sprach er, so recht für die einfältigen Herzen der Berg- und Almfinder.

Und da war einer unter den Wäldlern, Thomas Leutmezer geheißen, ein großer, stämmiger Bursch. Wild und rank war er als Sennbub aufgewachsen, war ein kühner Kletterer und der beste Edelweißsucher weit und breit.

Dieser Thomas Leutmezer war dem Waldschulmeister der liebste Schüler, sie wurden gute Freunde und waren schließlich wie Brüder, suchten selbender die weißen Edelblümlein an schroffen Hängen oder spürten dem Horste eines Jungadlers nach oder suchten die Fährte eines Wanderzuges pfeifender Murmeltiere. —

Eines Morgens, da Saß' und Spitz' der Bergriesen noch vom Frühnebel umflort waren, schritten die beiden Freunde, der sprossende Junge und der Mannesreife über die Moränen bergan, ein paar Jungaare auszuhorsten. Die Sonne hob sich aus schlummerndem Tale und entzündete ein glühend Bergfeuer, so schön, so erhaben und urrein, daß die beiden Männer trunkenen Auges diese göttlich schöne Weltenpracht umfingen. — Gleich ihnen stand, nicht hundert Schritt entfernt, ein ander Menschenkind und schaute in der Morgensonne goldene Blut. Eine Sennlerin war es, schwere Bürde in harter Krage auf dem Rücken, morgenjung, schwarzhaarig, rank und schlank, sprossenbrühtig und so schön, so schön wie der eben erwachte, sonnengefüllte junge Tag. — Da kam ein Stein ins Rollen und die beiden Männer blickten auf und sahen zu gleicher Zeit das ihnen fremde Mädchen und beiden schlug zugleich mit jäher Wucht die Erkenntnis in die Seele: Wie schön, wie wunderschön ist dies fremde Kind! Und der junge Senn voll heißen Sinns blickte wirr nach seinem Meister, und er las in dessen Augen das, was er eben selbst empfunden hatte: sie ist so unsagbar schön!

Mit einem raschen Sprunge war er empor und stand vor dem Mädchen. Die Fremde trat erschrocken zurück. Nun war auch Martin Speer bei ihnen und fragte lächelnd: „Freust du dich auch an des Morgens Pracht, fremdes Kind?“ Sie nickte und antwortete: „Ich bin nicht ein fremdes Kind, Herr, ich kenne Euch wohl! Ihr seid Martin Speer, der gute Waldschulmeister, der schon manchem Kranken geholfen hat und der so wunderschön erzählen und lehren kann. Mein Vater ist der Joseph Rainer drunten im Martell-Tal, und ich bin Ludovica

und gehe zur Alm, wo ich den Sommer über bleibe.“ „Ludovica? — Ein welscher Name in unseren Bergen?!“ „Meine Mutter war eine Welsche, sie stammte aus Decencano.“

Zu all dem hatte Jung-Thomas kein Wort gesagt, aber ein leidenschaftlich Beben durchzitterte seinen Körper. Er schob Martin Speer fast unwillig zur Seite und stieß hervor, zu dem Mädchen gewendet: „Huck ab, Dirn, laß mich deine schwere Kragen hinauf zur Hütte tragen!“

„Ich dank für die Müß, Bub!“ sagte sie schlicht und überließ Thomas die schwere Last.

„Wir begleiten dich beide, Ludovica!“ sagte plötzlich Martin Speer, da er die heißen Blicke des Sennbuben sah, in denen etwas wie Begehren flackerte. — Sie schritten durch den bergsonnigen Morgen, und Speer erzählte dabei in seiner passenden und doch so schlichten Art von fremden Landen und fernen Welten, die er früher bereist, und wenn er einmal das Wort verhielt, um Atem zu schöpfen, sahen ihn die schwarzen Augen des Mädchens so bittend an und dann so dankbar, daß er von neuem begann. Der Sennbub schritt stumm nebenher, schoß hie und da einen heißen Blick zu dem Mädchen und einen neidisch-harten, haßerglimmten nach seinem Freunde und Meister. Als sie endlich an der Firnhütte angekommen waren, setzte Thomas mit einem Schwunge die Tragtrage nieder, stieß hervor: „Pfiüt Gott!“ und dann rastete er berglein, sprang über Gäßt und Geröll wie eine gehegte Gams und verschwand im Latschendickicht.

Die beiden droben blickten sich verwundert an, und der Waldschulmeister sagte ernst: „Schau, Ludovica, dem hat deine junge Schönheit den Sinn verschlagen, und wahrlich, wäre ich ein Jahrzehnt jünger, mir erging es nicht anders. Leb wohl, Mädle, und wenn ich wiederkommen soll, so überlege es dir und tue einen fröhlichen Jodler, wenn ich drunten über die Felsplatte gehe!“ — Und er schritt nachdenklich über die Matten. Als er drunten am schmalen Felspfad marschierte, hub droben ein Jodeln an, so lieb und glücklich froh, daß des Waldschulmeisters gültige Augen tief und freudig ausleuchteten. So kam fürderhin Martin Speer täglich hinauf zur Firnhütte, und Ludovica, um vieles jünger als der lebensstarke, reife Mann, fühlte sich doch urmächtig zu ihm hingezogen, und bald spannen sich innige Fäden der Liebe zwischen beider Herzen. Allmorgendlich wanderte der Waldschulmeister in herzfrischer Fröhlichkeit gipfelmwärts. Und dabei huschte einem Luchse gleich, mit schielendem Blick Thomas Leutmehrer durch den Hag zu Berge und verbarg sich unweit des Brünneleins im Dickicht und belauschte die beiden Menschenkinder in ihrer jungen Liebe, und dann zuckte in seinen Augen böser Haß. —

Wieder saß eines Tages Martin Speer neben dem Mädchen am Brunnen. — „Geh, Du Lieber, kehre heim! Die Luft ist so lind und schlaff, im Süden braut der Frühling, geh, Martin, ehe er losbraust!“ — Und der Waldschulmeister riß sich los und eilte zu Tal. Aber an der Steilwand überrückte ihn der braufende Sturm. Dicke Wolkennebelchwaden trieb es über die Gletscher, und in wenigen Augenblicken wurde es düstere Nacht. Nicht einen Fuß breit vermochte das Auge zu sehen. Wohl kannte Martin Speer den Pfad, wohl ging er vorsichtig tastend Schritt um Schritt, aber ein einziger Fehltritt brachte ihn zu Fall. Erst verflammerte er sich am Wurzelwerke einer Zirbe, aber diese löste sich aus dem Boden und der Waldschulmeister sauste in die Tiefe. Ein furchtbarer Schrei, dann Totenstille! Und einer hatte den Schrei gehört, Thomas Leutmehrer. Er wußte sofort, was geschehen war, er kannte auch die gefährliche Stelle, wo der Absturz erfolgt sein mußte. In einem Ramin schob er sich hinab und bald stand er vor dem bewußtlos auf dem Geröll liegenden Freund. — Thomas Leutmehrer überlegte. Dann faßte er mit seiner jungen, starken Kraft den Schwerverletzten, zog ihn sich über den Rücken und schritt fürsichtig mit seiner Last talwärts — Plötzlich blieb er stehen. Eine Stimme in seiner Seele hatte ihm zugerufen: „Warum rettetest du ihn, Thomas? Wäre er tot, gehört dir die schöne Ludovica und du

bist deinen Nebenbuhler los!“ Da lachte er auf: „Verdammt ja!“ und legte den Verletzten ins Moos und raste den Berghang hinab. Wieder blieb er stehen. Leise und mild und so drängend flüsterte in seiner Seele ein ander Stimmlein: „Tu's nicht, Thomas, du wirst sonst deines Lebens nicht wieder froh“ — Er setzte sich auf eine Steinplatte und sann und sann, und in seiner Seele ward ein harter Kampf gekämpft. Mit einem Ruck sprang er plötzlich auf, kehrte um, hub den Freund wieder auf seine Schultern und trug ihn fürsichtig heim. Der Bauer Lenz fuhr ihn auf seinem Gespann ins Hospital, der Sennbub immer zur Seite. — Da schlug der Todwunde die Augen auf und stammelte ein paar Worte des Dankes. Wilde Freude packte Thomas' verhärtetes Gemüt, und er sprach liebe, liebe Worte auf den Geretteten ein. —

Wochen waren dahin, Martin Speer ging seiner Genesung entgegen. Am Brünnelein droben auf der Alm saß still die schwarzhaarige Dirn, die Ludovica. — Da hörte sie Schritte, sie sprang auf, und als sie in dem Kommenden Thomas Leutmehrer erkannte, ging sie ihm entgegen, faßte wortlos seine beiden Hände und zog den großen, ungefügen Burschen nieder zu sich und küßte ihn herzlich zweimal auf den bebenden Mund. — Der Senn stammelte verwirrt: Aber Dirn! Wann dös der Martin, wann er wüßt! — Aber sie lachte und zeigte ihm einen Brief. — „Gradaus der Martin hat mir's geheißt, ich sollt dich puffeln zum Dank, weil du ihm das Leben gerettet hast!“

Thomas stand verblüfft, griff sich an den Kopf, dann sagte er bedächtig: „Aus Dankbarkeit puffeln und net aus Liab?!“ Dirn, dös nenn' ich Raub an der Liab! Und raubern tu ich net! Pfiüt Gott!“

Er wandte sich und sah noch, wie die Dirn so rührend verschämt zu Boden blickte, so lieb und keusch, und da stahl sich eine heiße Träne in die Augen des eichenfnorrigen Bergbuben. Aber in seinem Herzen war jetzt kein Groll mehr, war nur noch warme Freude, daß er sich selbst bezwungen und den Freund rettete, dem heimlich geliebten Mädle zum Glück! —

Karline, das Zirkuskind

Von Albert Attinger

Nachdruck verboten

„Sie sehen jetzt Karline, die zehnjährige Artistin“, spricht der Mann auf der großen Bühne, die im Mittelpunkt eines riesigen Zeltes sich befindet. An die zehntausend Menschen haben Platz genommen, und warten nun das Auftreten der Kleinen geduldig ab.

Karline ist bekannt. Man kennt sie von klein auf. Im Zirkus geboren, kam sie schon auf die Bühne, als die Menschen mehr Bedauern mit ihr hatten, als Verlangen, sie zu bestaunen. Und jedes Jahr kam Karline wieder. Kein Mensch wußte mehr, wann sie geboren war, doch gewann ihre Kunst alljährlich; sie wurde vollendeter; Karline beliebter noch als Kind...

Es ist die vierte Nummer des Abendprogramms. Große Leuchter hängen von den Masten nieder und überschweben das Zelt mit grellem Licht. Neben dem Haupteingang spielt die Zirkusmusik. Das Licht erlöscht. Scheinwerfer freffen sich durch die Finsternis und hüllen die Bühne in eine mattgelbe Helle.

Der Vorhang, der den Artisteneingang zum Zelte trennt, hebt sich: Karline, das Zirkuskind, flink und geschmeidig, tritt auf. Ein kleines, buntfarbiges Röckchen fällt über ihren schön gebauten Körper. Locken fallen ihr ins Gesicht. Sie wirft einige Blumen in die Logen, während Beifall durch das Zelt zieht. Karline bedankt sich, verneigt sich nach links, nach rechts...

Unterdessen kommt der Vater, ein wuchtig gebauter Mann. Beginnen die verschiedenen Künste. Wie ein Ball wirft der Mann sein eigen Kind um sich. Zehntausend Menschen verfolgen hangend eine jede Bewegung. Stille Teilnahme kommt dem Kind zu. Enger, immer enger verwächst Karline mit dem Publikum.

Höchstleistungen werden geboten. Steif liegt das Kind auf den Brettern. Der Vater bückt sich, faßt das Mädchen an seinen Beinen. Wie ein Stück Blei hebt er Karline hoch, immer höher.